

Kindlein Armut

Autor(en): **Oser, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 1

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633577>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kindlein Armut.

Es fiel ein weißes Linnen
Weit über die laute Welt,
Das deckte Dächer und Zinnen
Und alle die Sorgen tiefinnen
Unter dem bleichen Gezelt.

Die Wege alle, sie schweigen
Im tiefen, weichen Schnee,
Die Bäume über den Steigen
Sie stehen mit seufzenden Zweigen
Unter des Winters Weh.

Da kommt ein Kindlein gegangen,
Lastend durch Flocken und Flaum,
Gerötet die schmalen Wangen,
Sein Tüchlein mit Silber behangen,
Die Neuglein erstaunt wie im Traum.

Die „Armut“ ist es geheissen,
Geht bittend von Tür zu Tür.
Dort über dem Linnen, dem weißen,
Schaut es ein Flimmern und Gleissen,
Ein Lichtlein leuchtet herfür.

Das ist das Lichtlein „Erbarmen“,
Vom Herrgott angestekt.
Den Hungernden und Armen
Aus Liebe, der herzswarmen,
Ist hier der Tisch gedeckt.

Ernst Dier.

Am Gotthard.

Von Ernst Zahn.

Persönlich möchte ich den Weg in meine alte Heimat nicht machen. Ich fühle Fäden lose in meiner Seele, die, wenn ich wieder zwischen meinen Felsen und Tannen ginge, sich da verfangen müßten und deren Wiederlosreißen ein schmerzhaftes Stück Arbeit werden dürfte. Aber aus der Erinnerung heraus wieder einmal von meinem Göschenen zu zeugen, wo ich 37 Jahre meines Lebens verbracht, ein paar Erlebnisse niederzuschreiben, von ein paar Seltsamkeiten zu erzählen, das soll mir eine Sonntagsfreude sein.

Es war im tiefen Winter, gegen Weihnachten 1880, als ich meinen Vater zum erstenmal nach dem Gotthard begleitete. Die Bahn war noch nicht eröffnet. Die Post verkehrte noch, und fröstelnd und krank saß ich in der pferdegezogenen Schlittenkutsche, die uns von Flüelen am See hinauf immer tiefer ins Gebirge trug. Sturm packte den wirbelnden und den gefallenen Schnee, daß es oft wie weiße Lohe von der Straße aufschlug. Es war, als faßte das Land den Eindringling und schüttelte ihn: Sieh dich vor; Weichlinge können hier oben nicht gedeihen. Ein paar Tage später rollte unser Hausrat uns nach, aber der Bergwinter hatte den Schnee so hoch auf die Straße geschichtet, daß die Fuhre nicht fürbaß kam und von Wassen aus auf kleine Schlitten umgeladen in das Engtal von Göschenen hinaufgezungen werden mußte. Ich war noch zu jung, um den tieferen Sinn solchen Unwesens zu verstehen. In Jahren und Jahren freilich habe ich gelernt, daß es ohne Kampf nicht abgeht, wenn man unter den Gletschern wohnen will.

Es gab Stürme, die ganze Wälder warfen, es gab Föhnwälder, deren Heulen jeden Schlaf von der Menschen Lagertrieb. Ich sah die Lawinen niedergehen und Hütten und Ställe, Menschen und Vieh begraben. Die Rufe kam und wir Dörfler kämpften in Schlamm und Schutt gegen sie, um ein Haus zu retten, um das sie schon die zerdrückenden Riesenarme gelegt. Ich sah den Schnee fallen vier Tage und vier Nächte lang, daß man nachher von

den Dorfwegen aus mit einem Schritt auf die Dächer mancher Hütten steigen konnte. Der Verkehr auf der Straße stockte, die Bahn selbst blieb tagelang unterbrochen. Denen in Urfern, die über der wilden Schöllenen wohnen, ging das Mehl aus, daß sie nicht Brot mehr hatten, solange blieb der Zuweg zu ihren Dörfern gesperrt, und die paar Menschen im Weiler Göschenalp, über den der mächtige Dammastock sich aufrecht wie ein brummender, tagendrohender Bär, hausten in ihren Hütten wie die Murmeltiere in ihren tief im Erdinnern laufenden Höhlen. Da gingen die Weger an die Straßen und schaufelten Bahn mit Gefahr ihres Lebens. Sie gingen auf die Geleise der Eisenbahn zu hunderten, damit Welt wieder mit Welt verbunden sei. Aber auch Väter, deren Hütten einsam an den steilen Halden standen, schritten mit der Schaufel ihren Kindern voran, damit die Knirpse hinunter zur Dorfschule konnten.

Wie habe ich die Bergler arbeiten gesehen, um schneeverschüttete Menschen zu retten! Stundenlang gruben sie einmal an einem Stall, über den die Laue gegangen, das Dach eingedrückt, den ganzen Viehstand und, wie man annahm, auch den Knecht erstickt hatte. Ruh um Ruh schaufelten sie tot heraus, und immer noch fanden sie den Mann nicht. Endlich in einer Mauerecke, in der sich quer ein Balken gestemmt, legten sie ein Loch frei, durch das ein Menschenkopf lugte. Der Kopf lächelte gleichmütig. Zwischen den braunen Zähnen steckte eine brennende Pfeife. Durch den Balken geschützt, vor dem Tode wie durch ein Wunder gerettet, hatte der rauhe Hirt den Tag durchwartet, so viel Bewegungsfreiheit sich erzwungen, daß er die Pfeife entzünden konnte, und ohne Dank, ohne viel Wefens stieg er, als sie die Sperre lösten, aus seinem Winkel zum Tage zurück.

Die Gotthardstraße ist ein langgestreckter Gottesacker. Gleich den Soldaten beim Sturm auf eine Festung fielen da im Laufe der Jahrzehnte die Wanderer und die ihnen Bahn schaufelnden Wegknechte den Wintern zum Opfer. Kreuz um Kreuz kündet die kurze Geschichte ihres Untergangs, etwa das, das bei Wassen erzählt, wie fünf Weger sich in den Tunnel beim Bahnhof geflüchtet, als die Lawine kam, und wie diese sie im Gewölbe selbst noch erreicht und getötet, oder jenes andere im Standtal, das den Tod von fünf Männern berichtet, die auf der Straße das weiße Raubtier des Gebirgs ansprang und erdrückte, ein drittes, das von einem Namenlosen zeugt, den hier in der Fremde der Tod erreicht und ein weiteres, das sagt, wie den geistlichen Hirten eines Dorfes auf seinem Amtsgang das Verhängnis ereilte.

Doch was besagt die Zahl derer, die am Wege geblieben, den Hunderttausenden der übrigen gegenüber, die auf dieser Straße von und gen Süden zogen! Als ich im Jahre 1880 nach Göschenen kam, da stand da ein niederer, langgestreckter Holzbau von einem Bahnhof, in dem sich ein für knapp hundert Personen Raum bietender Speisesaal befand. In diesen Saal ergossen sich nach der Eröffnung der Bahn während des Aufenthaltes der Schnellzüge ungezählte Scharen von Reisenden. Eine kleine, im Erdgeschoß gelegene Küche lieferte die Speisen, die durch einen engen, mäusebelagerten Aufzug zum Speisesaal befördert wurden. „Ein Würgen war's, nicht eine Schlacht zu nennen,“ so hätte man von der Speisehalbestunde in Abänderung eines bekannten Wortes sagen können. Trotz den willigen Anstrengungen der Angestellten war es unmöglich, dem raumbeschränkten Küchenherde, dem engen Speisenzug das Essen für Hunderte von Hungrigen in so kurzer Zeit abzuwingen, und so kam es recht häufig vor, daß zwar die Gäste, die diesen Einrichtungen am nächsten saßen, ihr Mahl bekamen, die am Ende des langen, schmalen Saales sitzenden aber umsonst mit Messern klopfen und mit Gläsern klingelten, weil durch die drangvoll fürchterliche Enge der Speisenden die Kellner sich einfach nicht bis zu jenen Stellen durchzuarbeiten vermochten und von den Platten,